

(Nachdruck verboten.)

64]

Der Entgleiste.

Von Wilhelm Holzamer.

Der Kellner betrachtete sie etwas von der Seite. Sie sahen nicht allzu vertrauenswürdig aus. Philipp erwischte den Blick und sah an sich hinab. Nun hatte er es also schon an sich, das gewisse Etwas, das einen ein paar Stufen tiefer stellt im Leben. Wie bei den Zigarren — es sind kleine, für das ungeübte Auge kaum merkbare Fehler an ihnen, aber sie kommen zum Ausschuß. Er war Ausschuß geworden. Wie das rasch gegangen war! Es war beständig dieser eine Blick des Kellners, der auf ihm lag, und er lag als etwas Furchtbares auf ihm.

Die Algérieenne hatte bereits mit dem Kellner verhandelt. Sie hatte ihn an den Direktor des Châtelet verwiesen.

„Ich bin „Calacalla“,“ sagte sie.

Der Oberkellner kam und brachte eine Anweisung zur Unterschrift.

Sie kitzelte „Calacalla“ darunter.

Der Kellner verschwand, eine höfliche Verbeugung, ein diskreter Blick auf Philipp — lautlos ging er hinaus.

Nach einer Weile kam er wieder und brachte die zwei Gedede. Kein Wort mehr — nur wieder einen leise lächelnden, sehr zuvorkommenden, sehr diskreten Seitenblick auf Philipp. Es lag ein Verständnis in diesem Blick, überlegen und teilnahmsvoll, und das war Philipp noch furchtbarer als der herabsetzende Zweifel, der sich zuerst in des Kellners Augen ausgesprochen hatte.

Sie speisten sehr fein und tranken Champagner, aber Philipp konnte nicht froh werden.

„Wir mieten eine andere Wohnung, wir leben nun fein, mein Kleiner,“ sagte die Algérieenne.

Wie ihm das widerlich war!

„Ich bleibe in meiner Wohnung,“ antwortete er ihr. „Du mußt freilich eine feinere haben.“

Sie umfaßte den Griff ihres Messers.

„Du willst mich verlassen? — Gut, ich tanze nicht. Muß ich tanzen? Ich tanze nicht! Du hast mich hierhergebracht, um mich zu verlassen? Ich werde Dich töten, wenn Du mich verlassen willst.“

Da ging er auf alle ihre Vorschläge ein, baute Aufschlüsse mit ihr: eine feine Wohnung, nahe beim Parc Monceau, ein Automobil, Diener, schöne Kostüme von Paquin oder Doucet, schöne Möbel von Waring und Gillow, und was sie ganz besonders wünschte: ein Löwenfell, ein Tigerfell und ein Pantherfell. Und einen Betthimmel aus blauer Seide, und Dolche und Flinten und Krumsäbel an den Wänden. Und ein großes Räucherbecken. Vor allem aber ein Kleid aus knallroter Seide und einen Hut mit großen Straußfedern.

Sie stand auf und schritt durch den Saal, als trage sie schon das rote Seidenkleid und den großen Hut mit den wallenden Straußfedern.

Und als sie zurückkam, brannten ihre Augen, und ihre Rippen waren leuchtend rot und konnten die weißen Raubtierzähne nicht mehr decken.

„Ich könnte Dich morden,“ flüsterte sie mit ihrer heiseren graulichen Stimme.

Ihm war alles so unsagbar überdrüssig, daß er ihr aus Ueberzeugung entgegnete:

„Tu es, bitte, tu es!“

Sie preßte ihm heimlich die Hand, dann lachte sie.

Den Rest des Tages verbrachten sie in einem Café der großen Boulevards, wo eine Zigeunerkapelle spielte.

Ob sie beide müde waren? Sie sahen aneinander vorbei und blickten teilnahmslos in das wechselnde Leben, das sich an ihnen vorbeiwälzte.

Schließlich sagte die Algérieenne:

„Du langweilst mich. Komm, gehen wir nach Hause. Ich werde also nicht tanzen, wenn Du mich langweilst.“

Sie stiegen den Montmartre hinauf. Die Algérieenne

summte eine Melodie vor sich hin, eintönig, gezogene Klänge und Mißklänge. Philipp blieb stumm.

„Wollen wir noch in den „Cyrano“ gehen?“ fragte die Algérieenne, als sie auf dem Place Blanche standen.

„Nein,“ sagte Philipp bestimmt.

„Nein?“ fragte sie. „Wie — nein? Ich will!“

„Ich will nicht!“

„Du mußt, wenn ich will!“

„Ich will nicht!“

Damit ging er seines Weges weiter, nach dem Hippodrom zu. Sie ging nach dem „Cyrano“. Er drehte sich nicht um, er ging seinen gewohnten Gang weiter. Vor Aufregung riß er sich den Bart. Plötzlich fühlte er sich umschlungen — und dann einen schmerzenden Biß in der rechten Wange.

Er suchte nicht, er sah sie nur groß und hart an. Sie krümmte sich ein wenig unter seinem Blick, dann ging sie willig neben ihm her wie ein Hündlein. Er sah nicht zu ihr hin, er sah nur mit hartem, schwerem, finsternem Blick geradeaus. Das Blut ließ er von der Wange rinnen, ohne es abzutupfen.

Auf der Brücke über den Montmartre-Friedhof begegnete ihnen der große Heinrich Willibald.

„Doktor, wie sehen Sie denn aus? Gelt, die Raketen hatten Sie am Schlafittchen? Das ganze Gesicht verscharunniert. Steht Ihnen gut.“

„Stünde auch Ihnen gut,“ entgegnete Philipp. „Lassen Sie mich in Ruhe!“

Er ging weiter. Der große Heinrich Willibald blieb auf der Brücke stehen und lachte, daß es schallte.

„So ein Bauer,“ sagte er, „kommt nach Paris, um sich das Gesicht vertragen zu lassen, so ein Esel!“ Dann stolperte er weiter und knurrte vor sich hin.

Philipp und die Algérieenne sprachen an diesem Abend nichts mehr miteinander. Die Algérieenne war geduckt, aber Philipp war auf seiner Hut, es konnte nach Raketenart zum Sprung sein.

11.

In allen Plakatjäulen war das Bild der Algérieenne, wie sie ihren Nationaltanz tanzte. „Angèle Bèya, genannt Calacalla, die eigenartige Tänzerin, die größte Tänzerin der Gegenwart — ein neues Tanzgenie — eine Tänzerin aus Tausend und eine Nacht —“ und in diesen und ähnlichen Ausdrücken ergingen sich die Zeitungen, brachten ganze Feuilletons, Interviews, seitengroße Annoncen, illustrierte Extrablätter, die die Direktion des Châtelet auf den Straßen verteilen ließ. Hier betrieb man eifrigst amerikanische Reklame, und die Pariser Journalisten ließen sich gerne und gut bezahlen. Es wurde ihnen diesmal leichter als gewöhnlich, Lobeshymnen zu singen, denn Angèle Bèya, die wunderbare Algérieenne, war wirklich ein Wunder für sie. Die ganze Lebewelt von Paris lag ihr zu Füßen. Allabendlich jubelte ihr das Publikum zu. Agenten umlagerten sie — für die Ambassadeurs, den Alcazar, für Marigny sollte sie Sommerverträge eingehen.

Sie schlug alles aus. „Ich hasse Verträge,“ sagte sie. Man wollte ihr alle Freiheiten lassen, alle Konzessionen machen, die sie nur fordern würde. Sie schlug es aus. Für sie blieb das Auftreten im Châtelet eine Zufälligkeit, eine Laune, eine Episode, ein Amüsement, je nachdem sie selbst in der Stimmung war, aber kein Beruf, vor allem keine Pflicht. Sie verachtete die Menschen, sie verachtete das Publikum, das ihr jubelte. Nur manchmal stieg ihr etwas in der Brust zum Herzen: ein Behagen, ein wildes Wohlsein, ein Machtgefühl — und sie zog ihren breiten Mund zum Lächeln, und die weißen Zähne fleischten zwischen den roten Lippen hervor. Dann gab es einige im Publikum, die in rasendes Entzücken ausbrachen, andere, die stille wurden, weil ihnen bangte. Es gibt Männer, die dem Weibe gegenüber die Tierbändigernatur in sich lebendig fühlen — es gibt solche, die spüren, daß sie Opfer werden würden, eine sichere Beute. Es liegt in beidem eine Wollust — die eine tobt, die andere schweigt. In diese beiden Lager war stillschweigend die Lebemannswelt gespalten, die allabendlich der Bèya zuliebe das Châtelet besuchte.

Vor dem Portal hielten die Wagen und Automobile —

und alle Wägen gerichtet, daß sie von der Beya bestiegen würden. Die Kutscher und Chauffeure hatten schon heimliche Weisungen. Die Stillen, die sich als Opfer ihrer Wildheit fühlten, hatten einen feinen und ruhigen Ort, ein glänzendes Privathotel oder ein hochbornes Restaurant, einen Klub oder ein Künstleratelier als Ziel angegeben. Die Tierbändigernaturen hatten phantastische Pläne ausgesponnen: eine Fahrt über Land in ein märchenhaft gelegenes Schloß, daß es ihr unheimlich würde unterwegs, daß sie sich wehren würde und daß dann in einer glänzenden Einsamkeit ihre Bezähmung, ihr Unterliegen in wilden Orgien gefeiert werden könnte — mit Freunden, die nur auf das Signal warteten, mit denen im Falle eines Sieges alles verabredet war. Aber dieser Sieg kam nicht. Die Beya verachtete sie alle. Sie nahm Geschenke an und dankte nicht einmal. Sie hatte offenbar gar keinen Preis. Man nannte ihr unerhörte Summen. Wenn sie in die Kulissen trat, flüsterte es von allen Seiten Verlockungen — selbst die Rivalinnen flüsterten ihr Verlockungen zu, um sie rascher loszuwerden — sie hörte gar nicht darauf.

Dann hatten eines Tages die Blätter den Roman ihres Lebens und die Erklärung für ihre Abgeschlossenheit. Es wurde erzählt und mit allem Detail ausgeschmückt, wie sie jeden Abend ein ernster fremder Mann in einer Ecke des Theaters, selbst unbeachtet, beobachtete, wie seine Augen heiß an ihr hingen und seine Finger zitterten, die nervös durch den Bart fuhren, wie er einfach und bescheiden gekleidet sei, wie sie sich selbst einfach und bescheiden umkleide, sobald ihre Szene vorüber, und wie er sie an einem Nebenausgang in einer Nebenstraße erwarte, ehe das Theater aus wäre, und wie sie in einem gewöhnlichen Boullionrestaurant miteinander speisten und dann mit dem Omnibus nach dem Montmartre fuhren, wo sie in einem ärmlichen Zimmer der Rue Caulaincourt zusammen hausten. Es wurde erklärt, wie der Mann, der ihre Liebe gewonnen, ihre Kunst gefördert habe und nun eifersüchtig ihre Liebe und ihre Kunst bewache.

Es war Wahrheit und Dichtung in der spannenden Ausschmückung. Die Beya wurde nur interessanter und begehrter dadurch. Die Witzblätter brachten sie in intimen Szenen mit dem Unbekannten — der bald ein langer steifer Engländer, bald ein spleeniger steinreicher Amerikaner, bald ein edler Araber war — und in einem Café-Konzert war die „Revue“ angekündigt: „Madame Calacalla als Angèle Beya in ihrem Liebesroman.“ Die Szene endigte damit, daß die Beya dem Präsidenten Doubet linker Hand angetraut wurde, wobei sämtliche Minister den Hochzeitscarmen tanzten, die junge Frau linker Hand zuletzt mit dem als Dummkopf herausfrisierten Minister Delcassé verschwand und der alte Doubet ihrer ledig und los war, worauf ihn seine Frau wieder mit der ehelichen Kaffeetasse im präsidialischen Heim empfangen konnte. Die Respektlosigkeit der Pariser leistete das Unglaubliche, und die Darstellerin der Beya hatte die Möglichkeit, sich in den gewagtesten Tanzstellungen und verführerischsten Poses zu zeigen, was dem Café-Konzert allabendlich eine volle Kasse machte.

Philipp blieb auf seinem Wege stehen und überdachte die Strecke, die er gegangen war, und was für ein Teil ungewiß vor ihm lag — und er konnte den Fuß nicht weiter setzen. Er war auf einen Boden geraten, der an seinen Sohlen klebte, und ein solcher Boden lag noch streckenweit vor ihm. Er würde einsinken, er konnte nicht weiter. Es wurde ihm jetzt klar, da er die Sensationserzählung in den Zeitungen gelesen hatte. Schon vorher hatte etwas in ihm gebohrt. Seine Stellung zur Algérie war nicht mehr die gleiche wie früher. Er hatte sie geführt und gehoben, dann war sie mit einem Sprung und Schwung über ihn hinausgekommen. Das ertrug er nicht. Er redete sich ein, seine Mission sei erfüllt, er habe für die Algérie getan, was er habe tun können — in Wirklichkeit war es ein beengendes Gefühl der Unwürde, das er sich in allerhand plausible Gründe übersetzte. Stand er ihr nun nicht im Wege? Er hatte ihr schon vorge schlagen, sie möge in eine vornehme Wohnung am Boulevard Haussmann ziehen.

„Nur mit Dir,“ hatte sie geantwortet.

Das hatte ihn durch und durch geschnitten. Er war kein ganzer und freier Mensch mehr — und er war die Freiheit und Ganzheit suchen gegangen. Er war ohne Selbständigkeit, und um sie in ihrem letzten Nestchen noch vor der Algérie zu wahren, hatte er getrotzt: „Ich bleibe hier wohnen!“

„So bleibe ich auch hier!“ hatte sie geantwortet.

(Fortsetzung folgt.)

Die familie Krage.

Von Johann Stjoldborg.

Autorisierte Uebersetzung von Laura Heide.

— — — Es ward Abend. Die Dunkelheit füllte jeden Winkel des Rätnerhäuschens; doch Anders besorgte seine Abendarbeit ohne Laterne, da er jeden, auch den kleinsten Fleck so genau kannte wie seine Westentasche. Wie ein Schemen glüht er ein und aus mit seinen Feu- und Galmusbündeln im Arm. Und tiefer und immer tiefer versank das Rätnerhäuschen im Dunkeln. Die festen Umrisse verwischten sich nach und nach, und alles floß ineinander in der Finsternis des Herbstabends.

Da brach ein Lichtschein aus dem kleinen, bierscheibigen Fenster gerade unter dem Strohdach des Vorbaues. Dort drinnen zündete nämlich Kjesten das Feuer an zur Zubereitung des Essens. Auf dem gemauerten Herde stand ein eiserner Dreifuß und darauf eine Pfanne mit Kalbaunen. Das Heidekraut knisterte unter dem Dreifuß und sobald die Flamme nachließ, stopfte sie ein frisches Bündel Heidekraut unter. Es war dunkel; doch Hände und Antlitz der Rätnerfrau waren in den bleichen Lichtschimmer getaucht, den das kleine Herdfeuer ausstrahlte. Die braune Haut ihres Gesichts war von unzähligen Runzeln und feinen Fältchen durchquert und durch dieses feine Gespinnst schimmerte ein geistesabwesendes Lächeln, eine innerlich stille Freude. . . .

Auf dem gepflasterten Fußboden des Brauhauses ertönten Holzschuhschritte. Anders kam herein, lehnte sich an den Küchentisch und beschränkte die Urne über der Brust: „Ja, Jugend und Liebe haben wir ja nun im Hause, wenn wir davon existieren können!“

„Was meinst Du denn eigentlich dazu, Anders?“

„Oh, es hat sein Gutes und sein Schlechtes.“

„Aber es ist doch wirklich ein Prachtstiel.“

„Er hat einen wohlgebauten Körper und arbeiten kann er auch, das sehe ich, aber . . .“

„Und gut sieht er auch aus, scheint mir!“

„. . . aber — — ah — hm, ich glaube, hol's der Teufel, er geht umher und — und spekuliert!“

III.

Die breite Dünenkette, die sich am Meer entlangzieht, wird nach dem Binnenlande zu von einem steil abfallenden Hochland begrenzt. Durch dessen dunkle Schluchten und Abhänge sich ein heller, weißer Fußsteig schlängelt bis hinunter ins ebene Land. Auf diesem Wege kam bei einer Biegung ein Mann zum Vorschein; er schob eine Karre vor sich her, auf der eine grünangestrichene Kiste und ein voller Sack lagen. Es war Jürgen, der nun, am Tage nach der Hochzeit, sein Eigentum geholt hatte, da die jungen Leute — wenigstens vorläufig — im Rätnerhäuschen wohnen sollten. Er fuhr erst eine Strecke den aus Reisigbündeln gebildeten Strandweg entlang, der schnurgerade durch die Dünen bis hinunter zum Kontrolleur und zu dem alten Hofe am Meer führte, von wo aus früher ein kleiner Schiffshandel mit Norwegen betrieben worden war.

Auf dem ganzen Wege hatte er die Kiste vor Augen und es kamen ihm dabei allerhand Gedanken. Sie war seinerzeit vom Meer draußen angetrieben worden, und sein Vater hatte sie in jenem Jahr auf einer Strandauktion erstanden, da er als siebzehnjähriger Bursche sich zum ersten Mal als Knecht verdungen hatte. Seitdem war sie mit ihm gewandert von Knechtstammer zu Knechtstammer, war ihm gefolgt über die deutsche Zollgrenze, über den Ozean, auf den Dampfern und in den Eisenbahnen — sie war in einen Raum gezwängt worden und er in einen anderen; aber an den Endstationen hatten sie sich immer wiedergefunden, er und die alte grüne Kiste. Die Farbe, die sie ehemals schmückte, war an manchen Stellen abgeschuert und Risse, Schrammen und eingeschnittene Merkzeichen kamen zum Vorschein; aber gerade diese liebte er; sie waren ihm eine Runensprache, da jedes dieser kleinen Zeichen bei ihm eine bestimmte Erinnerung weckte.

Die grüne Kiste war seinerzeit in der Dachkammer der Bauernhochschule seine Bank gewesen. Auf ihr hatte er an jenem denkwürdigen Abend gefessen, als der Vortrag, den der Vorsteher mit dem langen Bart und den milden Augen am Nachmittage unten im Schulzimmer gehalten hatte, von neuem wie ein warmer Hauch sein Inneres durchströmte. Da war es ihm gewesen, als sei er jetzt erst lebendig geworden, als seien jetzt erst Worte, die lange zu Eis erstarrt in seinem Innern gelegen, zum Leben erwacht. Da begriff er mit einem Mal, daß hinter dem Alltagswesen, das man Mensch nennt, hinter seinem eigenen täglichen Leben etwas Tieferes, Bedeutungsvolleres lag; noch tiefer, fühlte er, lag wieder der Keim zu diesem; und neben dem, das er verstand und dem, das er fühlte, wuchs tief in seinem Innern etwas, das er nur ahnte — bis ganz hinab an die Wurzel.

Genau so ging es mit Land, Volk, Gesellschaft; . . . alle derartigen Worte begannen zu wachsen und wie ein neues Ich in seiner Brust emporzusprießen.

Jener Wuchstabe, den er eines Sonntagnachmittags bei einem Farmer in Minnesota in den Ristendel eingekriegt hatte, ließ vor seinem inneren Auge die endlosen Prärien erstehen. Der Silzug brauste darüber hin und führte ihn und seine Kiste mit fort . . . Er befand sich in dem großen Staat, selber ein Tropfen jenes

Die Gründung der Universität Berlin.

II.

Erst mit der Berufung Wilhelm v. Humboldts in die Sektion für Kullus und Unterricht (Februar 1809) kamen die Arbeiten in Fluß. Humboldt ist der eigentliche Gründer der Universität Berlin. Er ist der einzige preußische Kultusminister von geistiger Bedeutung und freier Gesinnung gewesen und geblieben. Die Herrschaft dauerte auch nicht lange. Er erlebte nicht einmal den Beginn seiner Schöpfung. So sehr Humboldt den weitgespannten Ideen Fisches widerstrebte, so sehr er zu diplomatischen Zugeständnissen geneigt war, und obwohl er durchaus an die geschichtlichen Ueberlieferungen des Universitätswesens ohne sonderliche Aenderung anknüpfte — sein Interesse gehörte zunächst der Berufung der tüchtigsten Männer —, so brachte er doch einen tiefen Begriff von der Aufgabe der Wissenschaft und der Universität mit, der schlechterdings unfahbar für den preußischen Kasernensinn sein mußte. In seinem unvollendeten Reformprogramm über die innere und äußere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin lieft man Sätze wie die folgenden: „Sobald man aufhört, eigentlich Wissenschaft zu suchen, oder sich einbildet, sie brauche nicht aus der Tiefe des Geistes herausgeschaffen, sondern könne durch Sammeln extensiv aneinandergereicht werden, so ist alles unwiderbringlich und auf ewig verloren; verloren für die Wissenschaft, die, wenn dies lange fortgesetzt wird, dergestalt entfällt, daß sie selbst die Sprache wie eine leere Hülse zurückläßt, und verloren für den Staat... Dem Staat ist es ebenso wenig als der Menschheit um Wissen und Reden, sondern um Charakter und Handeln zu tun.“ Humboldt will dem Staat lediglich die Aufgabe zuweisen, für den Unterhalt der Universität zu sorgen und der Gefahr des Cliqueswesens entgegenzuwirken: „Was nun aber das Aeußere des Verhältnisses zum Staat und seine Tätigkeit dabei betrifft, so hat er nur zu sorgen für Reichthum (Stärke und Mannigfaltigkeit) an geistiger Kraft durch die Wahl der zu versammelnden Männer und für Freiheit in ihrer Wirksamkeit. Der Freiheit droht aber nicht bloß Gefahr von ihm, sondern auch von den Anstalten selbst, die, wie sie beginnen, einen gewissen Geist annehmen und gern das Aufkommen eines anderen ersticken. Auch den möglicherweise hieraus entstammenden Nachtheilen muß er vorbeugen.“ Für Humboldt ist das Ziel der Schulen wie der Universitäten und Akademien die harmonische Ausbildung aller Fähigkeiten im Menschen, und er gerät schon mit dieser Auffassung in den schroffsten Gegensatz zu dem niedrigen Nützlichkeitsfium Friedrich Wilhelms III., dem Humboldt ohnehin von Anfang an wegen seiner zweifelhaften Rechtgläubigkeit verdächtig ist.

Humboldt hat Widerstände aller Art zu überwinden. Seine Stellung in der Sektion ist auf jede Art beschränkt und abhängig. Er ist als Direktor der Kultusabteilung dem Minister Dohna untergeordnet, den Stein „schwächköpfig, unbehilflich, geist- und willenlos“ genannt hat. Sein nächster Mitarbeiter, der ihm übrigens Freundschaft bewahrte, Nicolobius, ist ein positiver Christ, dem Kant's religiöse und politische Ansichten ein Grauel sind, und der Goethe, „abgesehen von seinem unüberwindlichen Aergerniß am sechsten Gebot“, einen der „gefährlichsten und widlichsten Dichter“ nannte. Humboldt weiß, daß er, wie er einmal äußert, „am Rande des Abgrunds“ arbeitet. Dennoch arbeitet er unermüdet. Sein kühnster Gedanke, der ihm für die Gründung der Berliner Universität am wichtigsten schien, war die Sicherung ihrer wirtschaftlichen Unabhängigkeit für alle Zeiten. Zu diesem Zwecke schlug er vor, zur Unterhaltung der Universität ihr königliche Domänen als freies Eigentum zu überlassen. Auf den Rat des Finanzministers Altenstein machte Humboldt dem König, dessen Habacht bekannt war, den Gedanken in der Weise mundgerecht, daß er als Ersatz für die an die Universität abzutretenden Domänen die Einziehung von katholisch-geistlichen Gütern in Schlesien und Westpreußen empfahl. Friedrich Wilhelm scheint durch diese Aussicht, weitere Domänen zu gewinnen, in der That gewonnen worden zu sein; die Absicht und die Tragweite des Plans selbst hat er zunächst offenbar nicht begriffen. Und so erging am 18. August 1809 die überraschende Kabinettsorder:

„Statt der bisherigen so vielen einzelnen Summen für die beiden Akademien und wissenschaftlichen Institute und Sammlungen in Berlin will ich Ihnen und der neuen Universität, um sie gegen die Stürme der Zeit und selbst in dem Vertrauen der Nation durch Eigentum mehr zu sichern, ein Grundeigentum bis zum jährlichen reinen Ertrage von 150 000 Talern in der Art anweisen, daß dazu benachbarte Domänengüter verließen, dagegen aber wieder katholisch-geistliche Güter in Schlesien und Westpreußen von gleichem Betrage zu den Domänen gezogen, und deshalb säkularisiert werden, sobald die Zeitumstände solches gestatten.“

Die Kabinettsorder wurde eines der vielen königlichen Versprechen, die gebrochen worden sind. Vergebens kämpfte Humboldt um die Verwirklichung dieses Versprechens, mit einem Aufwand von Scharfsinn, der an die Vernunft von Grund an appellierte, wo man längst nicht wollte. Man bog das Versprechen um, indem man zum Beispiel es zwar formell aufrecht erhielt, aber die

Menschenstroms, der zwischen den Himmelshöhen Häuserfronten hin und her flutete. Dort war Wahl und Menschenansammlung, Stufen und Schreien, tausend geöffnete Munde, tausend funkelnde Augen, tausend trippelnde Füße und unruhige Menschenkörper in dichtem Gewühl und Gedränge um ihn herum...

Er befand sich zwischen einer Anzahl von Rädern und Rollen und Treibriemen, wo der Rohstoff verschwand, um bald in anderer Gestalt wieder zum Vorschein zu kommen, wo die Verwandlungswunder der Weltindustrie sich vollzogen...

Dann wieder waren es die großen Linien des Weltverkehrs, die von den gewaltigen Mittelpunkten strahlenförmig nach allen Seiten des Welthorizontes auseinander gingen...

Die Bilder wechselten schnell und leicht. Wie eine Schar Vögel zogen seine Gedanken in starkem und immer stärkerem Flug hin über kommende und verschundene Zeiten und Stätten.

Er bog in einen Seitentweg ein, auf dem viele Spuren im Heidekraut nebeneinander herliefen, wo der Schnee des letzten Winters noch unter den Büschen lag; er führte hinunter durch kleine, feichte Wasserpfützen und hinauf über schmale Holzbrücken über rieselndes Wasser mit treibenden Eisstücken. — Ja, die grüne Kiste war ihm von seinem Waterhause hinaus in die Fremde gefolgt. Und nun brachte er sie aus dem bewegten Leben der großen Welt draußen hierher in diese einsamen Dünen...

Doch — es war am Tage nach der Hochzeit, er spürte den Glanz des Festes in seinem Gemüt; das Leben strahlte und sein junges Weib wartete daheim mit leuchtenden Augen auf ihn. Zu dieser Tatsache kehrten seine Gedanken zurück und rasteten gleich schweigsamen Vögeln, die sich spiegeln in einem stillen, sehr tiefen See.

— — — Anders Krage hielt Feiertag. Aus dem Hause drangen so viele köstliche Düfte, die ihn von den Außengebäuden draußen hereinlockten, und der Haufen Gühnerfnochen, der von seinen starken Kiefern zermalmt mittags auf seinem Teller lag, legte Zeugnis davon ab, daß Anders sich nicht nur mit den Düften von den Ueberresten des gostrigen Feiertages begnügte.

Er begrüßte Jürgen in der Tür: „Die enthält nicht nur Federn,“ sagte er und hob prüfend die Kiste hoch. „Es sind Goldkörner, Anders!“

Der Alte riß die Augen verwundert auf und noch nachdem Jürgen sich zum Essen an den Tisch gesetzt hatte, sah er nachdenklich da, laute seinen Tabak und schielte nach der grünen Kiste, deren Dedel so fest schloß, wie ein Haar aufeinander gepreßter Dippen.

„Du solltest sie mit neuer Farbe anstreichen, Jürgen; ich sehe, sie ist von der guten, alten, soliden Art!“ Anders kratzte mit dem Nagel an dem Kistendeckel herum.

„Neu anstreichen! Rein, am liebsten will ich sie so behalten, wie sie ist, Anders!“

„Das ist doch 'ne merkwürdige Idee,“ murmelte der Alte unbedeutlich zwischen den Zähnen.

Jürgen saß gemächlich ausruhend auf der Bank und hatte nur Augen und Ohren für sein junges Weib, das den Tisch abräumend aus und ein ging. Aber endlich stand er auf — endlich hob sich nun doch auch der Dedel der Kiste.

Zuerst nahm Jürgen einen eingerahmten Holzschnitt heraus; es war das Brustbild eines Mannes.

„Was ist das für ein Kerl?“ fragte Anders.

„Ach, das ist gewiß der Vorsteher!“ rief Marie. „Ist er das nicht, Jürgen?“

„Ja, das war er.“

„Das ist doch ein sonderbarer Mensch. Der kann ja nicht einmal spucken vor lauter Bart.“

„Wo soll es hängen?“ Marie blickte sich überall um. Zwischen den Betten ging ein Balken von unten bis an die Decke. Doch an dieser Bretterwand hing schon Anders doppelkapselige, neusilberne Uhr am schwarzwollenen Stofsbande und darunter sein Konfirmationsbüchlein unter Glas und Rahmen. Ueber dem Ofen standen die Leuchter und zwischen der Küchenür und dem einen Fenster hing die Uhr mit den Bleigewichten. Der freie Platz zwischen der Tür nach dem Korridor und der Tür nach der nördlichen Kammer, das mußte der rechte sein.

Anders streckte den Hals, um besser sehen zu können, was wohl jetzt aus der Kiste zum Vorschein kommen werde. Als dann aber nur etliche Bücher zum Vorschein kamen, verzog er den Mund.

Als aber Jürgen fortgesetzt nichts als Bücher und Zeitschriften hervorholte, nahmen Anders Gesichtszüge einen direkt schmerzlichen Ausdruck an.

Stetsen stopfte mit ihren unruhigen Fingern das Haar unter die Haube und ließ zweifelnd den Blick von einem zum anderen gleiten. Marie aber blickte Jürgen mit großen, strahlenden Augen an.

Leise und vorsichtig fragte dann endlich Anders: „Hast Du sonst nicht so etwas — hm! — etwas, das man einen heimlichen Aufbewahrungsort nennen kann, wohin Du etwas gelegt hast...?“

Jürgen verstand ihn und antwortete: „Rein, Anders, das hab ich nicht.“

((Fortsetzung folgt.))

ganze Absicht der Stiftung dadurch durchkreuzte, daß man hinzufügte, die Domäne sollten nach wie vor Domänen bleiben, also nicht in den freien Besitz der Universität übergehen. Man verschleppte die Sache unter allen möglichen formellen Ausflüchten, und als schließlich Humboldt im Mai 1810 seine Vorkarbeiten für die Universitäten mit einem Generalbericht an den König abschloß, wagte er den Gedanken überhaupt nicht mehr zu erwähnen. Der Universität wurden zunächst vielmehr nur 47 000 Taler aus den königlichen Kassen zur Verfügung gestellt. Es ist auch niemals mehr von der Ausführung des königlichen Versprechens die Rede gewesen. Aber die Kabinettsorder bestand und besteht eigentlich bis zum heutigen Tage. Im preussischen geheimen Staatsarchiv befindet sich ein Aktenstück, in dem der Nachfolger Humboldts, v. Schudmann, beim König anfragte, was zu tun sei, wenn Anträge auf endliche Uebergabe der verbleibenden Domänen kämen; ob es nicht geraten wäre, in diesem Falle „auszuweichen“. Der Minister sprach sich entschieden für Ausweichen aus. Der König dürfe nicht durch die Verleihung unabhängigen Eigentums die Herrschaft über die Mägen der Professoren aufgeben, die allein imstande sei, die exaltierten Köpfe zu zügeln. Das begriff der König sofort und unergütlich traf die zustimmende Weisung ein: ausweichen! Das ist der treffende technische Ausdruck für die Methode, Königsworte zu brechen. Es ist trotz der niemals aufgehobenen Kabinettsorder in aller Zukunft nicht mehr die Rede davon gewesen, die Universität dadurch wirtschaftlich unabhängig zu machen, daß man ihre Erhaltung auf die Sicherung unerbittlicher eigener Einkünfte gründe. Die Hohenzollern behielten die Herrschaft über die Mägen und übten sie rücksichtslos aus, und die Köpfe wurden immer weniger exaltiert.

Für Humboldt scheint der Mißerfolg in der Domänenfrage den entscheidenden Anlaß gegeben zu haben, seine Entlassung zu nehmen; hatte er doch diese Stiftung ausdrücklich damit begründet, daß man der Universität Unabhängigkeit von den Besinnungen der jeweils Regierenden, innere Würde und größeres Vertrauen beim Ausland gewähre. Humboldt ging noch vor der Eröffnung der Universität als Gesandter nach Wien. Für die heutige liberale Professorenenschaft ist es aber charakteristisch, daß Gebhardt in seinem zweibändigen Werk über Wilhelm v. Humboldt als Staatsmann diese wichtigste Angelegenheit der Humboldtschen Ministerchaft in ein paar unklaren Worten mehr verstedt als hervorhebt.

Humboldts Nachfolger wurde, nach kurzer Zwischenherrschaft, jener Herr v. Schudmann, der erste Kultusminister der Universität Berlin, ein ebenso anmaßender wie unwissender Polizeiknüppel, der das Geschlecht korrekter preussischer Kultusminister würdig begann. Auch der erste Rektor der Universität, die schließlich im Oktober 1810 doch eröffnet wurde — mit den bescheidensten Mitteln —, war ein Symbol: Es war der Professor Schmalz, der hernach der schurkische Anführer der Demagogenhähe ward.

Trotz der bedeutenden Männer, die in Berlin wirkten, wurde keine der großen Absichten und Hoffnungen erfüllt, die man gehegt hatte. Die königliche Order, die Schudmann brieflich stellte sich in Gegensatz zu all den idealistischen Entwürfen: Dem Unterricht wurde die „Verbreitung solcher Besinnungen“ zur Pflicht gemacht, wodurch Anhänglichkeit an die Verfassung und Vertrauen und Folgsamkeit gegen „die Regierung bewirkt und erhalten würde“. Aus dieser Anschauung heraus verlangte Schudmann gleich im Januar 1811 einen Professor der Dogmatik, der dem undogmatischen Theologen Schleiermacher entgegenwirken sollte; der zu berufende Straßprofessor dürfe, so heißt es in Schudmanns Begründung, das protestantische Glaubensbekenntnis nicht als eine Platte ohne des Spottes oder als eine unbrauchbare Reliquie hinstellen. Als Gegengewicht gegen Fichte wurde ein Vertreter der reaktionären Naturphilosophie zur Berufung empfohlen.

Gleich im ersten Rektoratsjahr kam es trotz der zahnigen Unterwürfigkeit des Rektors Schmalz zu Konflikten aller Art zwischen der Universität und den Behörden. Die Studenten wurden von Friedrich Wilhelm hart angefaßt, weil sie auf der Straße Hofmeister der königlichen Söhne angerepelt hatten. Dagegen gab man ihrer Kauflust nach, als sie wegen des Verbots von Privatfechtböden mit einer Auswanderung nach Jena drohten; man beschloß die Einrichtung eines Fechtbodens innerhalb der Universität selbst. Weil man im spät begonnenen Wintersemester mit dem Lehrstoff nicht fertig geworden war, erließ der Rektor der Universität in den Blättern eine Bekanntmachung, daß das Sommersemester statt reglementsmäßig am 21. März erst am 22. April beginnen solle. Das rügte die Regierung als „eigenmächtige Ueberschreitung“. Schmalz mußte demütig öffentlichen Widerruf leisten, eine Strafe zahlen und die Aufsichtsbehörde verlangte von ihm, daß er künftig alle Bekanntmachungen zur Genehmigung vorlege. Diese Zensur trankte selbst einen Schmalz so, daß er sein Amt niederlegen wollte. Er blieb schließlich, als man ihm die Strafe erließ; aber die Zensur wurde aufrecht erhalten.

Als Proiekt gegen den geschmeidigen Schmalz wurde als zweiter Rektor Fichte gewählt, jedoch nur mit einer Stimme Mehrheit. In seiner Antrittsrede über die einzig mögliche Störung der akademischen Freiheit bekämpfte er tapfer das privilegierte Studentenunwesen. Die einzige Gefahr für die Freiheit gehe von jener bekannten Menschenart aus, die sich für Studierenbe-

ausgeben und als privilegierter Stand gelten wolle, der zu allem berechtigt sei, was Gesetz und Sitte verbieten; die sich für das auserwählte Volk Gottes ansehen und die Universitäten nur dazu bestimmt glauben, diese Ansicht fortzupflanzen; die ihre Genossen durch erzwungene Bündnisse und Orden tyrannisieren, die Lehrer zu ihren Schmeichlern machen wollen und dadurch die akademische, die menschliche Freiheit vernichten. Es ist eine würdige Jubilärerinnerung, daß die heurigen Universitätsfeste eingeleitet wurden durch langwierige Streitigkeiten über das Recht der nichtfarbentragenden Studenten, sich an der Feier zu beteiligen; natürlich wurde jene bekannte Menschenart des Rektors Fichte auserwählt. Fichtes Bemühungen, die Freiheit und selbständige Würde der Universität zu festigen, scheiterten rasch. Sein Versuch, studentische Mißthaten zu bestrafen, begünstigte dem entschiedensten Widerstand der Regierung, der Kollegen und der Studenten. Er bat deshalb um seinen Abschied, dessen schnelle Bewilligung Schudmann befürwortete, zumal da Fichte, wie der Kultusminister an den Staatskanzler Hardenberg berichtete, wegen seiner Reden an die deutsche Nation bei den französischen Behörden ohnehin übel notiert sei.

Der Berliner Staatsrat Widen bemühte sich, durch den Dresdener Allermweltspublicisten Wöttiger unaufhörlich Reklamenotizen über den Glanz der neuen Universität in die Presse zu bringen, um Studenten nach Berlin zu locken. Aber Humboldt meinte schon 1810: „Ein Institut, für das noch so viel geschehen mußte, und das doch nur, auch so, mit dem allmählichen Heben der ganzen Staatsmaschine und der Nation selbst getragen werden konnte, kann wohl jezt nicht gedeihen.“ Die ganze Schreckensherrschaft des Hohenzollernregiments brach aber erst herein nach der Ueberwindung Napoleons. Mit verblendeter tragischer Begeisterung hatten sich die Professoren und Studenten an den sogenannten Befreiungskriegen beteiligt. Viele waren auf dem Schlachtfeld geblieben, als aber die Ueberlebenden heimkehrten und sie die Frucht des Sieges ernten wollten, die ihnen ihr König vorher verheißene, als sie verdächtig wurden, deutsch-national nach Einheit und Freiheit zu streben, stießen sie auf den Büttel, den Kerkermeister und den Zentler. Höhnisch schrieb schon 1815 jener Wöttiger: „Der geheime Staatsrat v. Bülow und viele preussische Verwaltungsbehörden erklären sich laut gegen das Humboldtsche Kind, die Berliner Universität.“ Und 1816 heißt es in einem Brief von Wilhelm v. Humboldt selbst: „Ich sehe, daß die berlinische Universität mehr noch als untergeht . . . Der Geist ist aus allem gewichen. Man sinkt in eine ungeheure Alltäglichkeit zurück. Man müßte eine dauernde moralische Macht organisieren, die Stimmung der Nation zu erheben . . . Um so etwas hervorzubringen, muß man nicht ewig das Rad der kommenden und gehenden Akten umwälzen. Man muß in Mühe auf das denken, was in keinen Akten steht . . . Hat dazu einer unserer Minister Zeit, fällt es einem ein?“

Kleines feuilleton.

Technisches.

Metallisierverfahren. Der Technik stand bis jezt zur Herstellung dünner Metallüberzüge nur das galvanische Verfahren zur Verfügung, bei dem durch den elektrischen Strom eine dünne Metallschicht auf den betreffenden Gegenständen niedergeschlagen wurde. Dieses Verfahren, die Galvanoplastik, das galvanische Verkupfern, Vergolden usw. bietet zwar Vorzügliches, hat aber doch seine in der Natur des Verfahrens liegenden Grenzen. Vor allem müssen die zu behandelnden Gegenstände entweder schon an und für sich den elektrischen Strom leiten können oder aber durch einen Graphitüberzug leitend gemacht werden. Dann müssen die Gegenstände auch in ein „galvanisches“ Bad gebracht werden, dürfen also, wenn die säurefesten Bannen nicht unheimliche Abmessungen erhalten sollen, nicht zu groß sein.

Von dem bekannten Elektrochemiker Schöpp ist nun ein Verfahren ausgearbeitet, derartige Metallüberzüge auf mechanische Wege herzustellen. Dieses Verfahren, das nach seinem Erfinder den geschmackvollen Namen „Schöppieren“ trägt, dient auch zur Herstellung dünnwandiger Metallkörper. Das als dünner Faden aus einem Haarröhrchen in geschmolzenem Zustande austretende Metall wird in einen Strom eines sehr stark, bis 20 Atmosphären verdichteten Gases, z. B. Luft oder Stickstoff, geführt, dort gerstäubt und in diesem Zustande auf eine beliebig gestaltete Fläche geschleudert, oder gleichsam gespreißt, auf der es dann einen dünnen und feststehenden Ueberzug bildet. Die Temperatur des Metallstrahles ist verhältnismäßig niedrig, 30—50 Grad, so daß auch verbrennbare Materialien, wie Holz oder Pappe, als Unterlagen benutzt werden können. Werden diese Matrizen näher entfernt, so kann man so beliebig Hohlkörper, zum Beispiel nahtlose Röhren herstellen, die vollkommen dicht sind und noch eine größere Festigkeit aufweisen als gegossene Körper. Da die Verlängerungsvorrichtung tragbar hergestellt wird, kann der zu überziehende Körper beliebig groß sein. Große Bedeutung hat das Verfahren auch für die Herstellung von rostschützenden Ueberzügen für Eisenkonstruktionen z. B. Brücken, deren Lebensdauer dadurch verlängert werden kann.

Sth.